



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig und das Leben  
des schleswigischen Bauernstandes im 16., 17. und 18.  
Jahrhundert**

**Mejborg, Reinhold Frederik Severin**

**Schleswig, 1896**

Die Insel Fehmarn

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96484](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96484)



Abb. 1

### Die Insel Fehmarn



Fehmarn stellt sich als flache, fruchtbare und etwas einförmige Landschaft dar, aber sie entbehrt der eigentümlichen Reize nicht. In Krümmungen ziehen sich die Wege hindurch zwischen Knicken von Silberweiden, Pappeln und Dornbüschen, und wenn die Zeit da ist, sind die Hecken geschmückt mit zahllosen wilden Rosen; von den Fußsteigen kann man über das hohe Korn kaum hinweg sehen; der Weizen steht dicht und kräftig; die Erbsenfelder prangen mit der Unmenge ihrer Blüten, und der Duft des weißen Klees erfüllt die Luft allenthalben.

Gar lebhaft geht es hier zu im Vorfrühling, wenn alle zu thun haben, das Heu einzufahren, und da entwickelt sich ein eigenes Schauspiel lebendiger Thätigkeit. Hochbeladene Wagen, acht Ellen in die Länge, kommen von allen Seiten heran, in scharfem Trabe gezogen von je drei wohlgenährten Rossen. Das eine ist vor den beiden anderen an der Deichsel vorgehakt, und auf dem Sattelpferde reitet von Gesundheit strotzend der Knecht.

Hier und da sieht man Leute auf den Ackerfeldern beschäftigt; sie bedienen sich ganz eiserner, von drei Pferden gezogener Radpflüge. Hier sind die Pferde neben einander gespannt, doch das mittlere den anderen eine Kopflänge voraus. Krähen, Staare und anderes Geflügel

Abb. 1. Karl Jensen nach R. Weiborg: Teil eines Dorfes (Landkirchens), von einer der Dörfer aus aufgenommen. Im Hintergrunde Kirche und Glockenhaus.

schwärmt zu Tausenden über dem umgebrochenen Boden; unten auf der dunkeln Ackerkrume fallen am meisten die Möwen ins Auge, und wenn da die Arbeit nach kurzer Ruhe wieder aufgenommen wird, ist die Furche wie bedeckt von flatterndem Weiß.

Ehedem war die Vogelwelt noch weit mannigfaltiger. Im Frühling und im Herbst kamen die wilden Enten gezogen, und die Gänse, in ungeheuren Schwärmen, deren größte man, nach den von ihnen bedeckten Flächen, bis auf 30 000 Stück schätzte. Hielt man nicht sorgsam Wacht, so fielen sie über die Felder her und weideten die Saat ab. Der Schaden war um so größer, da die Herzoge, die auf der Insel die Hasenjagd übten, den Bauern Schußwaffen zu führen verboten. Diese sollen sich über 80 Jahre um die Erlaubnis, das Vogelwild schießen zu dürfen, vergebens bemüht und, nachdem ihnen dieß beschränkte Jagdrecht endlich 1695 eingeräumt war, es schon wieder im nächsten Jahre verloren haben.

Das Land war dazumal weniger bebaut als heute, und daher noch malerischer. Auf den Dorfweiden fanden sich Baumgruppen und Buschwerk, die Überbleibsel der großen Waldungen

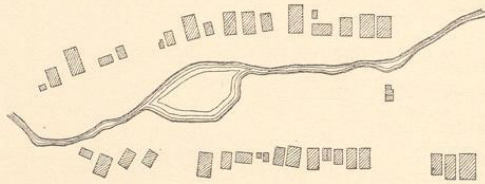


Abb. 2

der Vorzeit, und auch auf dem Felde standen hin und wieder einzelne Bäume. An die Urzeit erinnerten zahlreiche Mäler, besonders Steinsetzungen und sogenannte hohe Steine. Hier und da sah man auch auf freiem Felde ein Crucifix oder ein Marienbild, und das Volk ehrte sie, obwohl hier alles protestantisch war.

Wie damals allgemein der Fall, waren die Feldmarken der Dörfer von einander durch die Gemeinweiden getrennt. Das Dorf lag inmitten seines Feldes: am Rande die äußere Flur, dann die innere, dann die Vortoft, darauf der Kranz der Tosten, die zu den einzelnen Häusern gehörten, dann wieder die Obst- und Gemüsegärten. — Die äußere Flur war nach Zweckmäßigkeit eingeteilt. Die innere zerfiel in viele Abschnitte, deren jeder von einer Gruppe von Aekern gebildet war, die zusammen eine Figur, einem Kofte nicht unähnlich, ausmachten: eine Anzahl langer, schmaler Stücke lag neben einander, und vor den beiden Enden ein Streifen quer vor<sup>1)</sup>.

Die Tosten hatten als Eigengut besondere Einfriedigungen, aber die Dorfländereien, die Gemeinbesitz waren, besaßen gemeinsame Hecken: eine gegen die Vortoft, eine, die die innere von der äußeren Flur, und eine, die die äußere Flur von der Dorfweide trennte. Ferner hatten die Bauern gemeinsam die beiden Wege mit ihren Einfassungen zu unterhalten, die vom Dorfe durch das Feld nach der Weide führten. Die meisten Tosten hatten Steinwälle; sonst waren die Scheiden geflochtene Reifigzäume<sup>2)</sup>.

Die innere Flur zerfiel in einzelne Schläge, deren Grenzen durch große Steine bezeichnet waren, die einander so nahe standen, daß man vom einen den andern unschwer sehen konnte. Solche Steine bezeichneten auch die Grenzen der Dorfweide. Wo mehrere Scheiden zusammenstießen, kamen drei Steine hart an einander zu stehen; in den dänischen Gegenden bezeichnet

Abb. 2. Dorfplan: Nach einer Matrikelfarte vom Anfange dieses Jahrhunderts.

<sup>1)</sup> Diese Dueräcker, Vorjord (= Vorerde) genannt, hatten nur geringen Wert, da alle Inhaber der Langäcker das Recht hatten, auf sie überzufahren und den Pflug auf ihnen zu wenden.

<sup>2)</sup> Nach Recht und Herkommen waren die Zäume alle Frühjahr auf Anweisung des Altermannes auszubessern. Die mit der Aufsicht über die Herstellung Beauftragten erhielten Bier und Essen auf Dorjtosten.

man sie dann als „dreiegebunden“<sup>1)</sup>). Das Wort ist auf Fehmarn durch den Namen Dotelsteen verdrängt. Größere Stücke waren durch tiefe Gräben von einander geschieden, die das Tagewasser abführten, oder durch breite Grasraine, die niemals unter den Pflug kamen. Solche Raine dienten auch vielfach zur Scheide zwischen Äckern, die verschiedenen Besitzern gehörten<sup>2)</sup>).

In der Außenflur waren die Grenzen meist nur durch eingeschlagene Pfähle, die Stöcke, bezeichnet.

Die Feldwirtschaft, wie sie auf Fehmarn betrieben ward, unterschied sich in älterer Zeit von der dänischen gar sehr, und zwar zu ihrem großen Vorteile. Man meint, daß sie sich im wesentlichen im zwölften Jahrhundert festgestellt habe und damals aus Ditmarschen eingeführt sei. Im sechzehnten ward dann diese Art des Betriebes nach den Hauptzügen von den holsteinischen Edelrenten übernommen; im siebzehnten gelangte sie von da in verbesserter Form in die Gegenden des östlichen Schleswigs; im achtzehnten fieng sie an, im übrigen Dänemark herrschend zu werden und dehnte sich gleichzeitig auch nach Süden über deutsches Land weiterhin aus.

Aus dem Zeitraume von 1598 bis 1620 liegen zur Beleuchtung der fehmarnischen Landwirtschaft zahlreiche Besichtigungsberichte vor. Auf der Innenflur hatte man damals Vierfelderwirtschaft, wobei sich Brache, Gerste, Erbsen, Weizen folgten, und man benutzte Teile davon nur ausnahmsweise als Grasland.

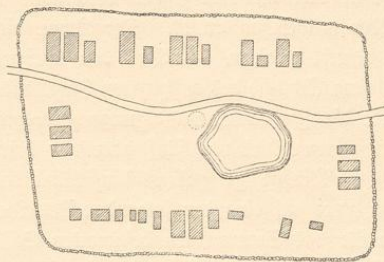


Abb. 3

Da die erste Frucht Sommergetreide war, so konnte die Brache anderthalb Jahre dauern. Man pflügte dann zum ersten Male im November, und zum zweiten Male, wenn die Frühlingbestellung besorgt war. Beide Male ward mit den mittelsten Furchen angefangen und dann „zusammengepflügt“, damit der Acker in der Mitte einen Rücken bekam, und die Niederschläge nach beiden Seiten hin Ablauf hatten<sup>3)</sup>. Um Pfingsten pflügte man zum dritten, um die Sonnenwende zum vierten Male; beide Male ward auch geeegt. Dann fuhr man Dünger, breitete ihn aus und pflügte wieder. Um Martini geschah es zum sechsten, und zeitig im folgenden Frühjahr, wenn die Gerste gesät werden sollte, zum siebenten und letzten Male. Die Ruhezeit ward indes nicht unter allen Umständen genau eingehalten. Hatten Stürme während der Ernte geherrscht, so eggte man nicht selten das abgewehrte Korn unter, um es auflaufen zu lassen und so zu verfüttern, und das Stoppelfeld, das im Herbst zur Weide gedient hatte, ließ man oft den Winter über so liegen, damit es bei Eintritt des Frühjahrs noch etwas Gras liefern könne. Dann begann man erst im Mai mit dem Pflügen; nachher ward gedüngt und zum zweiten Male gepflügt, dann folgte noch ein Herbst- und ein Frühjahrspflügen, dabei ließ man es bewenden.

Bis auf unjere Tage herab war der Pflug ein ziemlich rohes Ding, wie man es eben selber anfertigte. Den schweren, sechs Ellen langen Baum trugen zwei ungleiche Räder. Das

Abb. 3. Dorfplan: Nach einer Matrifellkarte vom Anfange dieses Jahrhunderts.

<sup>1)</sup> Überall legte man den Grenzsteinen Holzsohlen und Feuersteinsplitter unter, und bei Grenzstreitigkeiten konnte man sie dadurch von gewöhnlichen Marksteinen unterscheiden. Die Richter ließen sie in solchen Fällen ausheben.

<sup>2)</sup> Da die Grundstücke mancher Bauern so zerstreut lagen, daß sie kaum zwei Äcker neben einander hatten, so nahmen die Grasraine einen erheblichen Teil der Feldmark ein, und nicht selten kamen so auf 12 Schipp Pflugland 3 Schipp Raine.

<sup>3)</sup> Man konnte keine Grenzfurchen ziehen, da ja ein Besitzer nur ausnahmsweise zwei Äcker nebeneinander besaß.

eine, das in der Furche gieng, hatte 21, das andere nur etwa 15 Zoll Durchmesser. Selbst Großbauern besaßen meist nur einen Pflug. Die Pferde wurden je ein Paar vor dem andern mit Stricken, die an ihrem Kummel befestigt waren, an eine lange eiserne Kette gespannt; die Bespannung bestand mindestens aus sechs, häufig aus acht bis zehn Pferden<sup>1)</sup>.

Eggen besaß man in großer Anzahl. So gab es 1610 auf einem Hofe sechs mit eisernen und sechs mit hölzernen Zinken. Sie erforderten ein bis zwei Pferde zur Bespannung und wurden nicht nur zum Lockern des Bodens und zum Bedecken der Saat gebraucht, sondern auch, um den Boden zwischen dem keimenden Korn aufzureißen, den Wurzeln Luft zu machen und das Unkraut zu vertilgen, das die junge Saat zu ersticken drohte. Merkwürdig, daß die Weizenäcker, die um Michaelis bestellt waren, im Mai dreimal geeggt wurden<sup>2)</sup>. Zur Saatzeit ließ man die Egge nicht nur in die Länge und in die Quere über die Äcker gehen, sondern auch im Kreise. Dazu wurden drei bis vier Eggen verbunden und bildeten eine Figur wie eine Reihe gleichfarbiger Felder des Schachbrettes. Die Leute, die sich dieses Brauches entsinnen, behaupten, daß dabei ein Knecht genügte. — Von den übrigen Ackergerätschaften, die vom Anfange des siebzehnten bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts gebräuchlich waren, nennen wir neben der Pferdeharke die Ziehharke, auch Hungerharke genannt, die die Leute gewöhnlich selbst zogen. Diese hatte einen Stiel von fünf oder von dritthalb Ellen Länge, die Zinken waren 10 Zoll lang.

Wie gesagt, gab es hinsichtlich des Fruchtwechsels auf der Innenspur eine feste Ordnung. Von zwei auf einander folgenden Getreideernten war da nicht die Rede; man konnte auch nicht den für das Sommerkorn bestimmten Schlag für Winterkorn benutzen. Doch hatte man innerhalb des festgesetzten Rahmens ziemlichen Spielraum. Auf den Gerstenfeldern konnte Sommerroggen und Sommerweizen gebaut werden; auf den Erbsenäckern fanden sich häufig gleiche Mengen von Erbsen, Bohnen und Wicken, oder Mischfrucht von zweien dieser Fruchtarten. Auf den Weizenschlägen kam hin und wieder ein Gemenge von Gerste und Hafer vor, doch wahrscheinlich nur da, wo die Winterfaat ausgegangen war.

Weniger gut wissen wir Bescheid über die Bewirtschaftung der äußeren Spur. Die alten Aufzeichnungen besagen nur das bestimmte, daß man das umgebrochene Weideland zuerst mit Roggen, dann mit Hafer besäte. Nach dem, was man anderswoher darüber erfahren hat, darf man vielleicht schließen, daß diese Felder weder gedüngt, noch in Brache gelegt wurden; es war deshalb nötig, sie nach ein paar Ernten eine Reihe von Jahren zur Viehgräsung liegen zu lassen.

Die mit Gerste, Hülsenfrüchten und Weizen bestellten Flächen waren einander ziemlich gleich. Dagegen wurden Roggen und Hafer — wenigstens in gewissen Gegenden — in auffallend geringer Menge gebaut; bei neunhundert Äckern, von denen die Schippzahl sich genau angeben läßt, waren nur anderthalb vom Hundert von ersterer und zwei von letzterer Frucht. — Man säte dicht; auf zwölf Schipp Landes waren zwei Tonnen Weizen zu rechnen.

<sup>1)</sup> In einem an die Regierung erstatteten Berichte vom 14. Mai 1602 heißt es sogar, daß die Bauern des schweren Bodens wegen genötigt seien, mit zehn bis zwölf Pferden zu pflügen. Wahrscheinlich ist dies jedoch eine jener Übertreibungen, die immer wieder vorkommen, sobald es sich um Steuerveranlagung handelt. Diese Vermutung wird bestätigt durch die Besichtigungsberichte jener Zeit, die nur von sechs, acht und zehn Pferden auf den Pflug wissen.

<sup>2)</sup> In einer gefälligen Mitteilung aus der Gegend von Gadersleben heißt es, das Eggen des Weizens im Frühjahr, ausnahmsweise auch des Roggens, wenn er auf Lehmboden gesät war, sei auch hier nicht unbekannt gewesen und habe sich bewährt. War die Saat dicht und kräftig, so unterließ man es, stand sie dagegen dünn und spärlich und der Boden war zusammengefallen, so hatte das Eggen den Zweck, den harten Boden zu lockern. Daß dabei einige Pflanzen zu Grunde giengen, war unwesentlich. Sehr zu wünschen war dagegen, daß bald darauf ein tüchtiger Regen fiel.

Um 1730 trat eine wichtige Veränderung ein, indem man zwischen den Weizen Klee zu säen anfieng. Dieser Fortschritt wird dem Bürgermeister Mildenstein zu Burg verdankt, der den Samen aus Holland bezogen und das Pfund mit einem Dukaten bezahlt haben soll. Man erzählt, daß seine Nachbarn es für Verrücktheit ansahen „Gras zu säen“, und daß der Spott am lautesten ward, als der erste Versuch auch noch vollständig fehlschlug. Aber man erzählt auch, daß später, da Mildenstein Erfolg hatte, derjenige, der gegen ihn am lautesten geschrieen hatte, der erste war, der ihn um Überlassung von Kleeamen angien.

Nach Heinrich Ranhan war der fehmarische Weizen bereits im sechzehnten Jahrhundert so berühmt, daß man ihn in Frankreich, Spanien und Italien teuer bezahlte. Bestimmte Nachrichten über die Ernte besitzen wir erst aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Damals trug die Gerste 14<sup>z</sup> bis 20<sup>z</sup>, der Weizen 8<sup>z</sup> bis 12<sup>z</sup>, und die Hülsenfrüchte 6<sup>z</sup> bis 10<sup>z</sup> fältig; 1768 erhielt man von der Gerste durchweg das 24fältige, vom Korn und vom Weizen ausnahmsweise ebensoviel. In diesem Jahre schätzte man die Tonne Weizen auf 224, die Tonne Gerste auf 180 Pfund. — Der Ertrag soll oft darunter gelitten haben, daß die Bauern mehr auf alte Regeln Rücksicht nahmen, als auf den Grad der Reife. So viele Tage, heißt es, von St. Walpurgis vergehen bis der Kirchbaum ausschlägt, so lang dauerts nach Jacobi bis zum ersten Erntetag. Zu jenen Zeiten kamen aus Norddeutschland die Erntearbeiter in ganzen Schwärmen, gelockt von der fetten Kost. Das Abendessen war besonders geachtet. Es bestand in Mehlgriße, mit Speck gekocht und mit Butter geschmelzt; dazu kamen Mehlköße von solcher Härte, daß sie kaum zu zerschneiden waren. Diese schwammen in ausgelassenem Schmalz und man aß sie mit Speckwürfeln zusammen. Die übrigen Mahlzeiten waren weniger kräftig und wurden der Zeiterparnis halber auf dem Felde eingenommen. Der Arbeitstag scheint übrigens lang genug gewesen zu sein; denn er währte von morgens 3 Uhr bis abends 9 Uhr, so daß, wenn man die Essens- und die Ruhezeit abzieht, an die fünfzehn Stunden herauskommen.

Auf dem Erntefelde sah es etwas anders aus, als wir es gewöhnt sind. Man beschäftigte nur Männer. Auf jeden Schwaden kamen ihrer drei: ein Mäher, ein Ausnehmer (Urtieter) und ein Binder. Die Garben setzte man nicht in Haufen, sondern sie standen zu je zweien zusammen, den ganzen Acker entlang. Des Bauern Anteil an der Arbeit bestand darin, daß er die Ernte nach Hause fuhr. Er setzte eine Ehre darein und hatte wohl Grund stolz zu sein, wenn er vier-spännig herangefahren kam auf seinem 12 Ellen langen Erntewagen, der so hoch geladen war, daß er nur noch eben durchs Thor herein konnte. Die Pferde giengen paarweise, das linke im hinteren Paare war gesattelt und darauf ritt der Bauer. Übrigens sollen die Leute die Neigung gehabt haben, einander zur Nachtzeit die Garben wegzuholen, und bei solchen heimlichen Umzügen von einem Acker auf den andern kam es natürlich oft zu Schlägereien. War das letzte Fuder Weizen herein, so band man einen Ahrenkranz und hängte ihn auf der Tenne unter der Decke auf. Wenn die Erbsen gemäht waren, nahmen die Schnitter die Senfen unter sich und ritten auf ihnen nach Hause durch das Dorf und wekten an der Schneide, bis sie mit einer Gabe Brauntwein abgefunden wurden. Wenn nicht besonders ungünstige Umstände eintraten, war die Ernte nach drei Wochen beendet; dann ward die Stoppel frei gegeben, und alles Vieh des Dorfes gieng frei über die Acker.

Der Pferde hielt man viele. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fanden sich auf einem mittleren Bauernhofe achtzehn bis zwanzig, auf kleineren acht bis vierzehn. Die Bauern setzten eine Ehre darein, ihrer möglichst viele zu haben und manche rechneten ein Pferd auf

drei Tennen im Bau befindliches Land. Doch war der Wert der meisten nur gering. Um 1600 schwankte der Preis zwischen vier Mark und dreißig Mark lübisch; ein mittelgutes Pferd rechnete man einem Messingfessel oder drei Paar feinen hausgemachten Laken gleich; sogar eins der besten galt kaum so viel als ein gutes Bett. Häufig werden einäugige und blinde Gänse erwähnt, und in einem Besichtigungsberichte von 1610 heißt es, man fand so erbärmliche Klepper vor, daß keinem ordentlichen Menschen zuzumuten war, solche Schindmähren („Schidtperde“) in den Stall zu nehmen.

Bei wohlgeordneter Wirtschaft hielt man etwa ebensoviel Häupter an Ochsen, Kühen und Jungvieh als Pferde; dazu kamen noch zahlreiche Schafe und Schweine. So besaß ein Großbauer 1610: 21 Pferde, an Schlachtvieh und Ochsen 15 Stück, 6 Kühe, 50 Schafe und 25 Schweine. In demselben Jahre hatte ein Bauer von mittelmäßigem Besitze 8 Pferde, 5 Ochsen und andere Masttiere, 3 Kühe, 12 Schafe, 5 Schweine. Anderswo war das Verhältnis zwischen dem Bestand an Pferden und an Hornvieh noch ungünstiger. So fanden sich 1609 auf einem kleinen Hofe 10 Pferde, 2 Ochsen, 2 Kühe, 2 Schafe, 4 Schweine. Ein Ochse kostete damals 5 bis 10 Mark, eine Kuh 8 bis 14½, ein Schaf ungefähr 2 und eine Sau bis 6¼ Mark.

Pferde, Ochsen, Jungvieh, Schafe und Schweine waren die ganze Sommerzeit tagsüber auf der Gemeinweide; abends trieb man sie ins Dorf herein, wo sie dann die Nacht auf der Gasse lagen. Füllen und anderes junge Vieh, für das der Weg nach der Weide noch zu weit war, blieb im Gehege der Tosten. Ackerpferde, die man gerade ausruhen ließ, standen auf der Vortoft, und die Kühe waren meist auf den Grascainen, die die Äcker von einander trennten, angetüttert. Zu Ausgang des Oktobers nahm man das Vieh nachts herein. Lag draußen Schnee, so griff man zur Stallfütterung; man fütterte zuerst Gras und Häckerling, später Hülsenfrüchte. — Häckelbänke gab es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auf jedem Hofe. In der Behandlung des Häckels indes handelten die guten Fehmarer nicht weise: sie schnitten es in großen Mengen auf einmal und hoben es in einer feuchten Kammer auf, wo sich die Masse zusammen ballte und schimmelte.

Im Ganzen fanden die Haustiere, wie es scheint, keine besondere Pflege, namentlich müssen die Pferde durch schlechte Behandlung gelitten haben, und es wird darüber geklagt, daß ihrer viele zusammenbrachen und eingingen, im Winter wie auch im Frühjahr. Während einiger Monate gewährte man ihnen nicht die geringste Bewegung; zu andern Zeiten — namentlich während des Pflügens im Frühjahr — überanstrengte man sie mit täglicher Arbeit, und gerade dann, wenn sie der kurzen Nachtruhe besonders bedurften, wurden sie von den Knechten, die da fenstern<sup>1)</sup> wollten, zu dem Ritze von Dorf zu Dorfe in Anspruch genommen. Am Bestimmungsorte ließen die Burschen die Pferde laufen, und den nächsten Tag gieng es rings auf der Insel auf die Jagd nach den vermißten Tieren. Nur der Bauer, der „enen boden Nagel ut enen doden Sarg“ besaß, gieng still in den Stall und schlug ihn in die Krippe ein; dann war er gewiß, daß der Knecht, der das Pferd genommen hatte, es zurück brachte, wenn er sich nicht der Rache der Toten aussetzen wollte.

Die Besitzverhältnisse auf Fehmarn waren eigentümlicher Art. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, haben weder Fürsten noch Adelige auf der Insel nennenswerte Besitzungen

<sup>1)</sup> Unter Fenstern versteht man die Volkssitte, daß der Freier seiner Auserwählten nächtliche Besuche abstattet. Dazu erhielten heiratsfähige Töchter entlegene Schlafkammern, die man für die Gäste mit Speise und Trank in Überfluß ausstattete. — Jeder Knecht trug seine Halfter in der Tasche, um jederzeit fertig zu sein, zu Pferde zu steigen. — Der Gebrauch hat vor etwa 20 Jahren sein Ende gefunden.

gehabt. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war das letzte adeliche Gut, Hinrichsdorf, an Herzog Johann Friedrich übergegangen, und dieser verkaufte es 1617 an „sämtliche Untertanen auf Fehmarn“. Am 13. Juli selbiges Jahres erging ein Verbot, fehmariſchen Grund und Boden an Edelleute zu übertragen, und die vielfach zerstreut liegenden Äcker, die in den vorhergegangenen zwanzig Jahren, wo viele Bauern ihr Vermögen verloren hatten, an die von Ahlefeld, Pogwisch, Ranzau und Sehestedt gefallen waren, kamen bald in die Hände des gemeinen Mannes. Später ward es Sitte, das Kirchengut, sowie Grundstücke, die dem Eigentümer unbequem lagen, ackerweiſe auf ein oder mehrere Jahre zu verpachten; aber das Festewesen war vergangen.

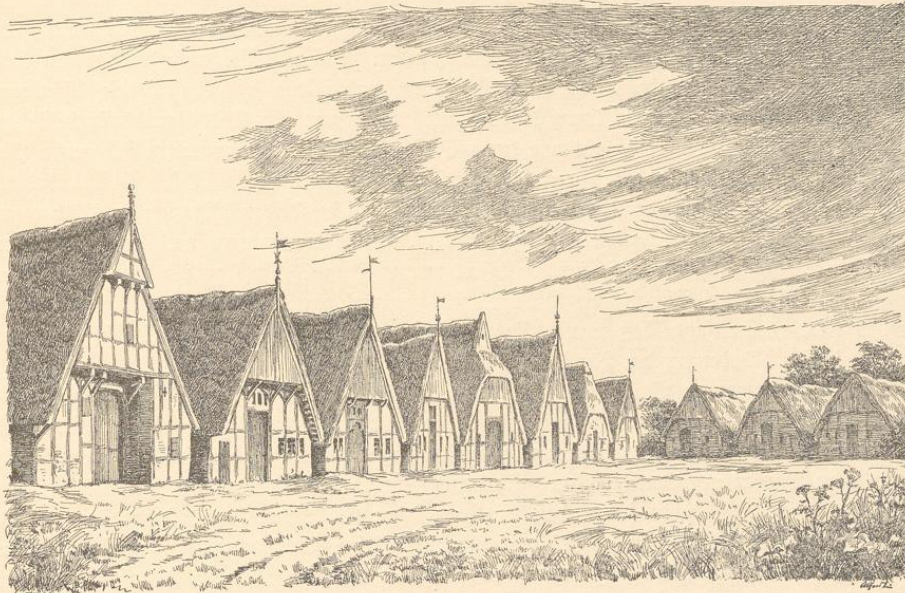


Abb. 4

Dieser Umschwung vollzog sich zur selben Zeit, da sonst im dänischen Reiche ringsum zahlreiche Bauern ihre Höfe an die Adeliſchen abtraten, — nach dem Wortlaute der Dingbücher ohne Not und Zwang, aber es ergibt sich aus dem Zusammenhange, daß es oft geschah wegen Geldforderungen, die den Gutsbesitzern zustanden. — Die Fehmarnen wären demnach ein ungewöhnlich glückliches Volk gewesen, wenn das alte Wort Stich hielte, nach dem so ziemlich alles Unglück des armen Volkes in jenen Zeiten vom Adel kam. Aber eingehende Untersuchungen der anderswo waltenden Verhältnisse haben bereits ergeben, daß es noch nicht der Unterschied zwischen Adeliſch und Nichtadeliſch war, der die Klassen trennte, sondern daß die scharfe Scheidung zwischen Mann und Mann durch die Vermögensverhältnisse gezogen war, und daß wohl der stärkste Mißstand in dem Verfahren lag, nach dem damals die Geldangelegenheiten geordnet wurden. „Kleine Leute“, denen es an Saatkorn fehlte, mußten sich oft verpflichten, nach der Ernte zwei Tonnen für eine zu geben, das heißt für ein Darlehen auf wenige Monate

Abb. 4. Alfred Larſen. Nach R. Meiborg. Blick in ein Dorf von dem Plage aus, der die Stelle der Gasse vertritt.  
Meiborg, Bauernhaus

100 v. H. Der gewöhnliche Zins betrug von der Mark lüb.  $\frac{1}{16}$ , d. i. 1 Schilling, also über 6 v. H., und es war stehender Brauch, daß, wenn nicht Zins und Abtrag pünktlich eingiengen, „twe Penning för en“ zu zahlen waren, dazu ansehnliche Brüche an die Obrigkeit. Selbst in Schuldbriefen über ganz unbeträchtliche Summen war die Bestimmung enthalten, daß der Darleiher, sobald eine Frist nicht innegehalten ward, die ganze Ernte des Entleihers schneiden und einheimfen mochte, ohne daß dieß für Vergewaltigung angesehen werden sollte. — Der Kleinbesitzer war fast von allen Seiten hart bedrängt; die Krone und die Edelleute versetzten die Leute in Knechtschaft; reiche Bürger, Geistliche und Großbauern brachten sie an den Bettelstab.

Auf Fehmarn verfielen arme Eigentümer um so leichter dem Stärkeren, als die Bauern unbegrenztes Zerstückelungsrecht besaßen und davon häufigen Gebrauch machten, wenn sie in Geldverlegenheit waren. Leute, die in ungünstige Verhältnisse geraten waren, schoben den Zeitpunkt, da sie ihren Hof aufgeben mußten, hinaus, indem sie einen Acker nach dem andern verkauften oder den Besitz stückweis als Pfand hingaben, und fuhren so fort, bis die Gläubiger das noch Verbliebene nahmen. Unter diesen Verhältnissen war für Geld Grundbesitz billig zu erlangen, und durch Wucher so gut wie durch Erbschaft und Heirat sammelten sich große Besitzungen in wenigen Händen an; in einigen Ortschaften fiel der größte Teil des Ackerbodens sogar an auswärtig Wohnende, ein Umstand, der für sämtliche Ortsansässige um so fühlbareren Schaden brachte, als die Abgaben ganz gleichmäßig verteilt waren und nach der Größe der Gemeinweide festgesetzt waren, die nicht veräußert werden konnte. Noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts soll der Brauch, die Äcker einzeln zu verkaufen, der Verkoppelung hinderlich gewesen sein. Man sagt, daß Leute, die ihren Reichtum auf Kosten des Nächsten mehren wollten, dieser Abänderung der Verhältnisse widerstrebten.

Übrigens war zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts eine Zeit, wo auch der Großbauer dem vollständigen Zusammenbruche in hohem Grade ausgesetzt war. Im Wesentlichen kam dieß daher, daß sich einige auf Handelswagnisse eingelassen und dabei ihre Verwandten und Freunde zu Bürgen genommen hatten. Hinterließ jemand bei seinem Tode einen weitläufigen Betrieb, so geschah es nicht selten, daß die Vormünder die Wittve zur Erlassung eines Aufgebots zwangen, weil sie den Gläubigern gegenüber keine Verantwortung auf sich nehmen wollten. Bei einem gerichtlichen Zusammenbruche wurden oft Bürgen, deren Geldangelegenheiten im Übrigen in bester Ordnung waren, in den Sturz mit hereingerissen.

Manche hatten bedeutenden Besitz in lauter kleinen Stücken zusammengebracht, die doch in ihrer Vereinzelung kein wohlgeordnetes Ganzes ausmachten. Dieser Art war ein Hof von etwas über 120 Tonnen Ackerlandes, den Katharina Marquarts zu Gollendorf im Jahre 1610, als sie Wittve geworden war, aufgeben mußte. Er bestand aus 122 Losen, die in 16 Ortschaften an 97 verschiedenen Stellen lagen, zerstreut über zwei Dritteile der Insel; der Abstand der entferntesten von einander betrug an zwei Meilen. Hier erschwerte schon die Lage eine ordentliche Bewirtschaftung. Deshalb waren auch gegen 20 Tonnen des Landes, das am weitesten entfernt lag, dauernd als Weideland ausgelegt, und nur hin und wieder ward ein Stück gepflügt und mit Hafer besät. Der Betrieb der übrigen hundert Tonnen hatte sich nach den Gebräuchen von zwölf Dörfern zu richten. Was brach liegen, was besät, welche Frucht auf jedem Acker gebaut werden sollte, war ein für allemal auf dem Ding festgesetzt, ohne daß der Besitzer Einfluß darauf gehabt hätte. Die Folge davon war ein stetiges Misverhältnis. Im genannten Jahre hatte Katharina Marquarts ungefähr 21 Tonnen Landes in Brache liegen, 35 Tonnen waren mit Gerste, 18 Tonnen mit Hülsenfrüchten, 25 mit Weizen besät.

Nimmt man die Fruchtfolge während des vierjährigen Zeitraums in Betracht und erinnert sich gleichzeitig, daß als Handelsware vorzugsweise Gerste und Weizen ins Gewicht fallen, während die Hülsenfrüchte meist verfüttert wurden, so ergibt sich, daß es in jedem zweiten Jahre viel Korn zum Verkauf und wenig Arbeit, hingegen reichlich Futter für die Pferde gab, daß es aber im folgenden gerade umgekehrt sein mußte. Einen solchen Betrieb im Gange zu halten bedurfte es großer Umsicht und weitgetriebener Sparsamkeit, und kam eine Missernte, wo man auf reichen Ertrag rechnen mußte, so ward die Lage des Besitzers sofort bedenklich.

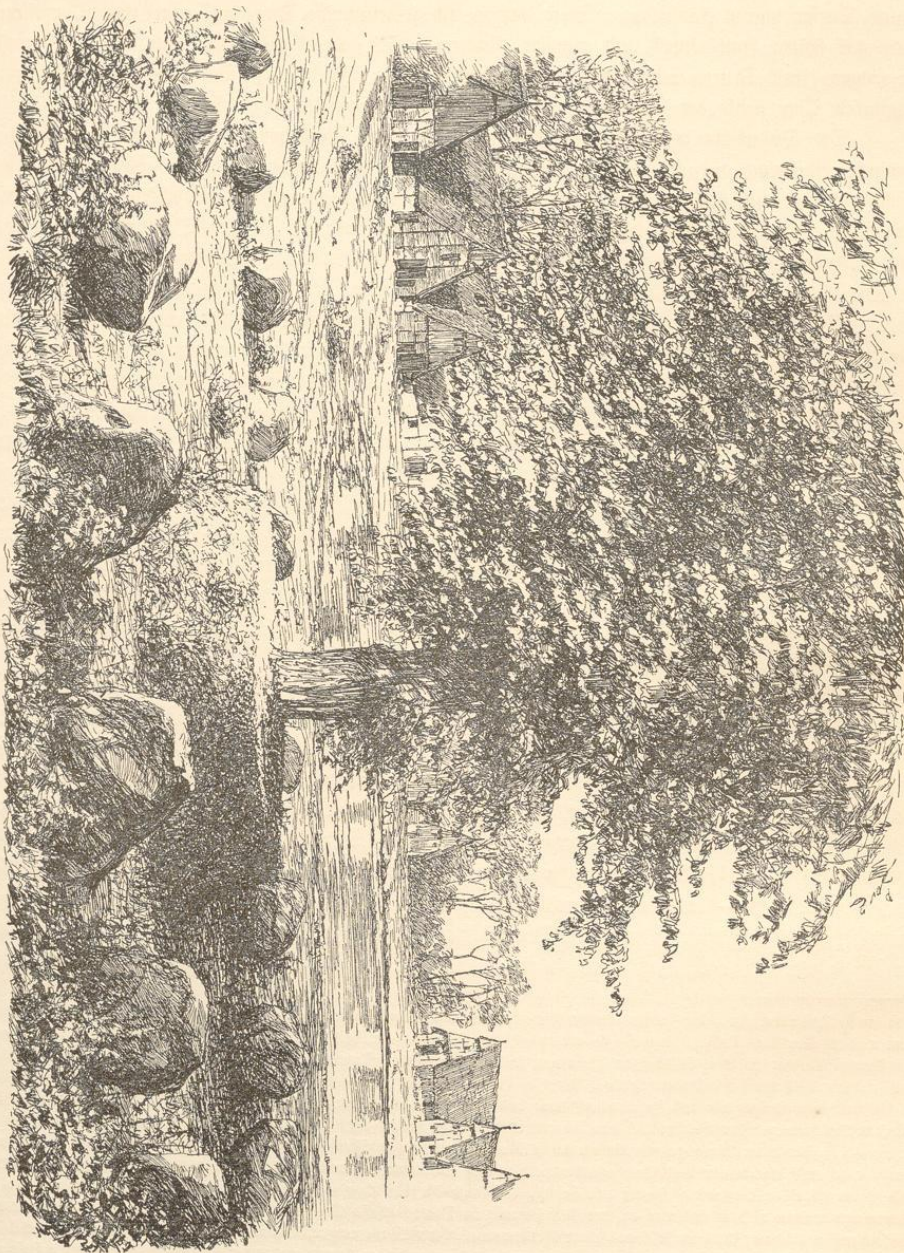
Anderer Großbauern hatten ihren Landbetrieb in guter Ordnung. Sie säeten jährlich ungefähr gleichviel von jeder Frucht. Ihre Ländereien lagen in kleinem Umkreise, größtenteils in der Gemarkung, wo der Bauer wohnte, und wo sein Wille, wenn die Dorfschaft über die Feldarbeit verhandelte, jedesfalls den Ausschlag gab. Viele der Acker lagen beisammen, andere zwischen solchen von nahen Verwandten, — was einer ordentlichen und einträchtigen Bewirtschaftung nur förderlich war. Von solcher Beschaffung war Tonnies Marquarts Hof zu Hinrichsdorf, über den gleichzeitig mit dem der Katharina Marquarts ein Aufgebot ergieng. Zu ihm gehörten über 112 Tonnen Pflugland. Im Jahre 1610 lagen ungefähr 24 Tonnen in Brache, 22 Tonnen waren mit Gerste, 23 mit Hülsenfrüchten und 24 mit Weizen bestellt; fernere 3 Tonnen, von dem Weizenschlag abgenommen, waren mit Mischfrucht aus Gerste und Hafer besät. Ferner diente eine Koppel von 8 Tonnen zur Gräzung, und außerdem hatte man noch 9 Tonnen Grasland, die gegen Nachbaräcker die Grenzcheiden bildeten. — Höfe mit 100 Tonnen Ackerlandes und darüber bildeten indes eine Ausnahme; schon der Bauer, welcher 40 bis 60 besaß, mochte für wohlhabend gelten; nicht wenige mußten sich mit 20 Tonnen und darunter begnügen. — Ein so großer Unterschied hinsichtlich der Größe der Bauernhöfe herrschte kaum irgendwo sonst in den dänischen Ländern<sup>1)</sup>.

Die Aufteilung der Dorfländereien fand 1830 statt. Seitdem, und besonders in den letzten 20 Jahren, haben sich manche der ansehnlichsten Dörfer ganz umgestaltet und erscheinen wie Villenviertel, deren in neuem Geschmacke erbaute Landhäuser halb versteckt hinter Rosen und Weinlaub in ihren großen und hübschen Gärten liegen. Aber abseits in der Landschaft stehen noch so viele Höfe alter Art, daß das Gepräge hier doch nicht viel anders ist als vor sechzig Jahren. Die Aufteilungskarten enthalten die älteren Pläne sämtlicher Dörfer.

Noch bei Menschengedenken war jede Ortschaft von einem Steinwall umgeben. Man hatte zwei Thore — das Norder- und Süder-, oder Oster- und Westertor, die nachts verriegelt wurden, und bei deren jedem ein Thormächter wohnte. Statt der Gassen haben sie einen großen offenen Platz. Auf ihm war der Dorfteich, die Dingstätte und das Schulhaus<sup>2)</sup>;

<sup>1)</sup> Wie vorzüglich die großen Bauernhöfe auf Fehmarn damals waren, geht aus einem etwas jüngeren Verzeichnisse hervor, das über die Ausfaat auf 294 dänischen Gütern Angaben enthält. Danach betrug die Ausfaat im Durchschnitt 77 Tonnen; 60 der jütischen Gutsbesitzer säeten nur zwischen 25 und 50 Tonnen, und 12 noch weniger. Eine Tonne Saat Korn genügte damals kaum für 1 Tonne Landes.

<sup>2)</sup> Zu Anfang unseres Jahrhunderts war das Schulhaus eine Hütte, und der Schulmeister ein geringer Mann, der, wie der Dorfschirte und der Bettler, bei den Bauern in der Reihe herum ah. Damals wachte die Gemeinde darüber, daß der Unterricht in der alten Weise gehandhabt ward. Als einmal ein junger Mensch für die Abschätzen Lesetafeln eingeführt hatte, ward er, so erzählt man, vor das Ding gefordert, erhielt eine Zurechtweisung und ward gezwungen, das Abcbuch zu gebrauchen. Als etwas später die Regierung eingriff und befahl, daß auch die Mädchen schreiben und rechnen lernen sollten, murrten die Eltern und meinten: „Nu kied mal an, nu söllt förwahr de Deerns of tho See gahn.“ Daß man in älteren Zeiten vor dem Wissen größere Achtung hatte, erhellt aus einer Bestimmung in der Madspranger, Witter, Studer und Etern Vedderbock 1634, die darauf hinausgeht, daß sämtliche Bettern (Verwandte) dazu thun sollen, wenn ein armer Junge aus der Familie Luft und Geschick zum Studieren habe, ihm das zu ermöglichen. In Rechnungsablagen von 1634 bis 1710 haben sich nur zwei Bettern damit begnügt, eine Hausmarke hinzuzumalen, alle die andern haben ihre Namen geschrieben, und nicht wenige Handschriften sind schön.



9166. 5

ringsum<sup>1)</sup> lagen Höfe und Häuser in mehr oder weniger geschlossenen Reihen. (Abb. 2. 3. 4.) Einige Dörfer waren Zwillinge. Diese hatten ein gemeinsames Dorfding, aber zwei Dorfplätze, jeden mit seinen Hausreihen und eigenem Namen. So gab es ein Dhl- und Ne-Gollendörp, ein Hogen- und Depen-Schlagsdörp, sowie ein Groten- und Lütten-Dänshendörp. Am letztgenannten Orte weist der Dorfplan noch zwei nebeneinander gelegene Vierecke auf<sup>2)</sup>).

Die Dingstätte war ein besonders geweihter Ort; Vergehen, die hier geschahen, fanden strengere Ahndung als die sonst unter offenem Himmel begangenen. Den Versammlungsort beschattete eine alte Linde, unter deren Wurzeln, wie männiglich wußte, Donnerkeile lagen; daß den Baum ein Blitz treffen könne, hielt Niemand für denkbar. Um den Stamm herum war eine Rasenbank, auf der sitzend der Aeltermann und die übrigen Vertrauensmänner Beratungen pflegten; rings im Kreise lagen (Abb. 5) Steine, für jeden der Nachbarn einer<sup>3)</sup>).

Vor den Häusern lief ein breiter Steig her, die Brücke genannt; dieser war Sonder- eigentum. Um's Jahr 1600 hatten einzelne Großbauern ihre Anteile eingehegt; das war dann ein Brückengarten. Manche hatten ihn mit Tulpen bepflanzt; dann war es ein Zippelhawe (Zwiebelgarten). Aber gewöhnlich, und bis in unsere Zeit, lag die Brücke nach allen Seiten hin offen, und man hatte auf den beiden Seiten der Einfahrt fast immer eine Dungstätte und eine Schwemme. War der Dungplatz voll und konnte nichts mehr fassen, dann that man den Dünger in die Schwemme, und als Zugang zum Hause blieb nur ein schmaler Weg zwischen zwei großen Misthaufen. Zwischen den Gebäuden und hinter ihnen befanden sich bereits im sechzehnten Jahrhundert Kohl-, Obst- und Gemüsegärten.

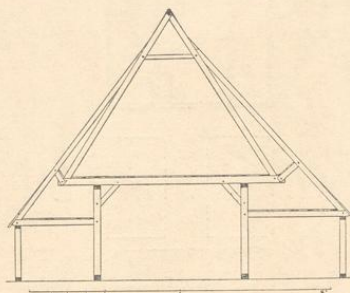


Abb. 6

Nach Spuren wendischer und dänischer Bauweise sieht man sich vergebens um. Wahrscheinlich haben die Ditmarschen schon früh im Mittelalter ihre Bauart eingeführt, und im sechzehnten Jahrhundert scheint sie nach den Besichtigungsberichten allgemein gewesen zu sein. Seitdem bis auf unsere Tage sind keine wesentlichen Veränderungen eingetreten. Die alten Höfe sind dreischiffige Basiliken aus Fachwerk<sup>4)</sup>. Das hohe und breite Mittelschiff umfaßt eine große Diele und eine geräumige

Abb. 5. Hans Dall. Nach N. Meiborg. Eine Dingstätte. Der Steinkreis ist vor einigen Jahren entfernt worden; Baum und Rasenbank sind erhalten.

Abb. 6. Durchschnitt eines Bauernhofes. Sämtliche Maßstäbe betragen 16 Ellen gleich 10 Metern.

<sup>1)</sup> Eine derartige Anlage ist wendisch; sie findet sich in Pommern und andern ursprünglich wendischen Landen wieder. Einzelne Berichte deuten darauf hin, daß die wendischen Häuser darin, daß sie Säulenbauten waren, mit den jütischen und fähiischen übereinstimmten, darin aber beträchtlich von diesen abweichen, daß sie nur Eine Säule aufwiesen. Der Husbom, den man noch in Sivalund findet, ist vielleicht ein Ueberrest dieser Bauart. Eine Hindeutung auf diese Sache enthält auch wohl der Bericht Adams von Bremen über die Irmenjöl, die das Himmelsgewölbe trägt.

<sup>2)</sup> Das Wort Dorf (Dörp) ist erst später in die Volkssprache übergegangen. Viele Bauern sagen noch By oder Torp; in Besichtigungsberichten und andern Aufzeichnungen aus dem 17. Jahrhundert kommen folgende Namen vor: Zellingstorp, Bistorp, Bishy, Gamby, Slagsby, Sulsby u. a. m. Von wendischen Namen sind nur wenige auf unsere Zeit gekommen.

<sup>3)</sup> Sämtliche Bauern eines Dorfes waren Nachbarn; Stellen ohne Land gehörten nicht zur Nachbarschaft.

<sup>4)</sup> Wie aus den alten Geschichten hervorgeht, kamen solche Bauten im Norden im frühen Mittelalter vor, und es scheint, daß sie bereits damals allgemein waren. Indes dienten sie nördlich vom Danewerk doch nur als Kirchen, Hallen und herrschaftliche Scheunen. Kirchen und Scheunen dieser Art sind uns erhalten, die Hallen sind dagegen spurlos verschwunden, und um sich eine Vorstellung von ihrem Aussehen in Schlössern und Burgen zu bilden, muß man nach England gehen. Da finden sich noch uralte Säle, deren Bauweise sehr wohl als Vorbild für die unserer Heimat gedient haben kann. Erst nach der Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen soll die Basilika bei den norddeutschen Bauern Eingang gefunden haben. Diese Vermutung wird dadurch bekräftigt, daß die Grenze von Karls Landen vielfach noch heute durch diese altertümlichen Behausungen bezeichnet wird.



Große Stube, in den niedrigen und kleinen Seitenschiffen befinden sich Wohnstube, Küche, Kammern und Stallungen (Abb. 7—11). Alle drei Schiffe haben ein gemeinsames Dach von trefflicher Gestaltung (Abb. 6). Indem die Hauptbalken ein paar Ellen über die Hauptständer übergreifen, gewinnen sie eine bedeutende Tragkraft, die durch die Last des Daches nur in geringem Maße geschwächt wird, da die Seitenparren hinauf bis zu den Hahnenbalken reichen, die also den größten Teil des Druckes aufnehmen. Am Fachwerk ist nur das beachtenswert,

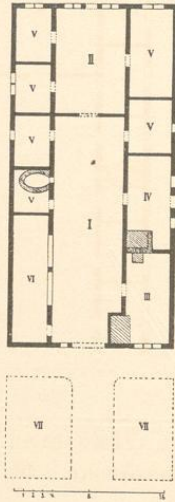


Abb. 7.



Abb. 8.

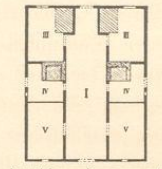


Abb. 9.

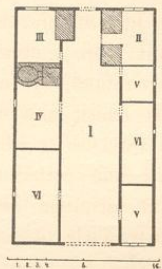


Abb. 10.

daß das Miegelwerk der Wände hie und da in die Hauptständer nicht verzapft, sondern nur eingeschoben ist. Die Nebenwände sind nieder und unaussehlich; die Seite mit dem Giebel ist die Schauffeite.

Mitten im Hauptgiebel ist ein großes Thor mit loser Schwelle und einem losen Mittelpfosten, der oft gefehlt und mit Schnitzwerk verziert ist. Die Thore sind quergeteilt, und die Halbhüren stehen den ganzen Sommer offen; ein gewundener Ring dient als Handgriff und Thürklopfer. Der Sturz über dem Thore ist geschweift und trägt eine Inschrift. Meist finden sich Hausmarke, Jahreszahl und die Namen des Bauherrn und seiner Frau; hin und wieder ist ein Vers hinzugefügt. So zu Teschendorf: Wer Gott vertrauet, hat wohl gebauet im Himmel und auf Erden, und zu Petersdorf: Bete und arbeide! Gott segne jeden Mann in seinem Stande. Hr. Jesu Christ gib Frieden, Heil und Glück in allen Landen. Amen! Nicht wenige stattliche Schauffeiten haben die Inschrift getragen: So will ich es hebbem, wat fragst du danach!

Ansehnliche Gebäude aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 12) haben große, breite Fenster mit zwei bis drei Pfosten und einer Menge kleiner Scheiben in Bleifassung. Die beiden Fenster dem Thore zunächst sitzen hoch oben, die äußersten dagegen sehr niedrig. Diese Verschiedenheit, die, von außen gesehen, eine ganz eigentümliche Wirkung thut, rührt von der ungleichen Deckenhöhe im Mittelschiffe und in den Seiten her (Abb. 6). Das schwere eichene Holzwerk ist

Abb. 7, 8. Höfe. Abb. 9, 10. Häuser. (Abb. 9 enthält zwei Wohnungen) I Diele. II Große Stube (Grote Dörs). III Wohnstube (Kleine Dörs). IV Küche. V Kammern. VI Stall. VII Düngerplatz und Schwenne.

meistens geölt und steht in Folge dessen in seiner natürlichen dunkeln Farbe. Die Fächer sind mit roten Backsteinen in Zierverband ausgemauert, ausnahmsweise sind auch lübische Platten aus gebranntem Thon eingesetzt, die hübsch gebildete Greifen und Delphine darstellen. Die Dachstockwerke springen vor, die Kappen und Schwellen zeigen einfache, wohlgestaltete Kehlungen. Hin und wieder zieht sich über diesen her eine Reihe geschmückter Fächerornamente; den schmückenden Schluß bildet ein Brant<sup>1)</sup>, Giebelspieß, der oft einen kunstreich geschmiedeten und verzierten Dachzinken mit einer Wetterfahne trägt. Das Dach ist aus Stroh, die First aus Grasfoden; auf der einen Seite des Hauses ragt ein Schornstein lang hervor.

Die gewöhnlichen alten Bauernhöfe (Abb. 4. 14—16) sind weit einfacher. Häufig ist am Lichte gespart, nur das eine Seitenschiff hat Fenster, und die Diele erhält ihre Helle durch ein Guckloch von etwa  $\frac{3}{4}$  Ellen im Gevierte. Das Holzwerk ist unverziert, und die Fächer sind oft nur mit Lehm gefüllt. Der Giebel hat Brettschlag mit zwei runden Böchern im oberen Teile, durch die der Rauch Abzug fand, als man noch keine Schornsteine hatte.

Im letzten und vorletzten Jahrhundert, als in den Dörfern mancherlei Handwerker lebten, waren Wohngebäude der Häusler zahlreich; heute sind verhältnismäßig wenige erhalten (Abb. 19). Die meisten sind ärmliche Nachbildungen von Bauernhöfen. Statt des Thors haben sie eine Thüre. Die Diele ist ganz dunkel und die Stube hat nur ein kleines Fenster. Wo mehrere

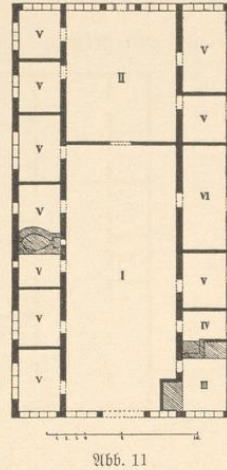
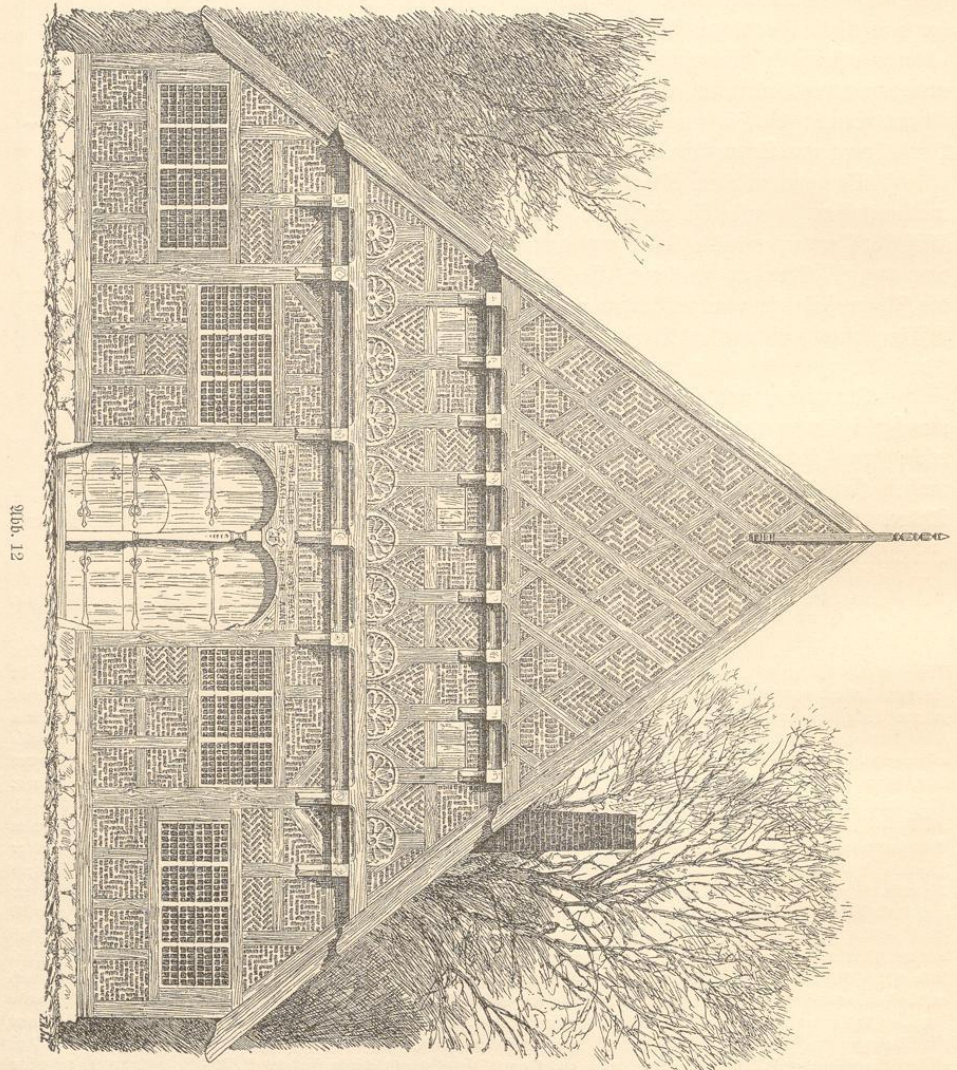


Abb. 11. Grundriß des Bauernhofes, dessen Schauffeite auf der folgenden Seite abgebildet ist. I Die Diele. II Große Stube (Grote Dörs). III Wohnstube (Kleine Dörs). IV Küche. V Kammern. VI Stall.

<sup>1)</sup> Brant, dänisch Husbrand, altnordisch Brandr, plattdeutsch Bram. Innerhalb der alten Grenzen des Königreichs Dänemark nördlich der Eider finden sich Hausbrände auf Fehmarn, im nordöstlichen Schleswig, auf Lolland und Bornholm, in Schonen, Halland und Blekingen. Vor 300 Jahren hatten sie, wie alte Bilder beweisen, in diesen Landen eine noch weit größere Verbreitung, und waren auch in Städten wie Kopenhagen, Odensee und Kolding allgemein (Georg Braum, *Civitates orbis terrarum*. Hermann Hamelmann, *Oldenburgisches Chronikon*, Oldenburg 1599, S. 337). In Norwegen gibt es zahlreiche Hausbrände auf Kirchen und Häusern (J. C. Dahl, *Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst in den inneren Landschaften Norwegens*, Dresden 1837, Tafel 2. 6. 17. 21. — N. Nicolajsen, *Mindeamerler af Middelalderens Kunst i Norge*; Christiania 1854, Tafel 1, Kunst og Haandværk fra Norges Fortid, Christiania 1881—89, Tafel 20. 22. 25. 26. 29. 33—36. 39. 40. — Eilert Sundt, *Bygningsstifte paa Landet i Norge*, Christiania 1862, S. 2. 54. 74. 77. 81. 84. 85. 96. 97); in Schweden waren sie im 16. Jahrhundert häufig, es gibt sie aber jetzt nur vereinzelt in den südlichen Teilen des Landes (Arthur Hazelius, *Afsbildningar af foremal i Nordiska Museet*, Smaland, Stockholm 1888, Tafel 2—4. Hans Hildebrand, *Sveriges Medeltid*, Stockholm I 1879—84, S. 364. 419. 520. 543. Hans J. Holm, *Sodertöping Klokketabel*. Tegninger af ældre nordisk Arkitektur, Kopenhagen 1875, Taf. 5. Claus Magnus, *Historia de gentibus septentrionalibus*, Rom 1555, S. 35. 43. 76. 207. 223. 234. 306. 307. 315. 430. 486. 724. 752). — Die Hausbrände in Schleswig, Dänemark und Schweden sind nur mit schlichten Profilen und einfachen Linienornamenten verziert; dagegen ist der Brant in Norwegen öfters mit einem Tierkopfe geschmückt, und diese Ausgestaltung war im Mittelalter noch viel häufiger zu finden. — Das Wort Husbrand lebt noch auf Lolland und Bornholm; in der nordöstlichen Ecke von Schleswig findet sich der pleonastische Ausdruck Brantstange (Brandstang). Kürzlich hat man nachgewiesen, daß im Beginne des 16. Jahrhunderts das Wort auch in Norwegen im Gebrauche war (N. Nicolajsen om Dr. Gudmundsøns Privatboligen paa Island, *Norsk Historisk Tidsskrift*, Christiania 1890, S. 475); daß es 1668 in Schweden bekannt war, erfieht man aus Georg Stjernhjelm's Gedichte *Herkules* B. 506 ff. (vgl. das alphabetische Register dazu, samt der betreffenden Anmerkung). In Wagrien jagt man noch heute Bram; die damit verwandten Wortformen finden sich in verschiedenen Wörterbüchern (J. Chr. Adelung, *grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* I, Leipzig 1793, S. 1146 ff. Schiller und Lübken, *Mittelniederdeutsches Wörterbuch* I, Bremen 1875, S. 420 ff. J. ten Doornkaat Koolmann, *Wörterbuch der ostfriesischen Sprache* I, Norden 1879, S. 220 ff. J. Bosworth, *Dictionary of the Anglo-Saxon language* London 1888, 20 d. ff.). — Im übrigen vergleiche man N. Meiborg, *Om Bygningsstifte i Slesvig*, Kopenhagen 1891, S. 13 ff.

Teilhaber unter demselben Dache wohnten, ließ die Anzahl der Fenster so ziemlich auf die der Familien schließen.

Der Unterschied zwischen großen und kleinen Bauern gab sich besonders im Innern der Wohnungen kund. Jene hatten schon vor nunmehr dreihundert Jahren soviel auf ihr Heim verwandt,



daß sie darin der Mehrheit der damaligen Gutshäuser kaum irgendwie nachstanden; die kleinen Bauern wohnten bis in unsere Tage herein schlechter als mancher dänische Festebauer zu Ende

Abb. 12. Karl Jensen und R. Weiborg. Hof eines Großbauern vom Ende des 16. Jahrhunderts. Der obere Teil des Giebels ist abgebrochen; aber die Zapfenlöcher und das Muster am Hintergiebel geben über die Zimmerarbeit Aufschluß.

des Mittelalters. Über die Wohnungen der Großbauern geben alte Aufzeichnungen reichlich Auskunft, und man kann sich daraus eine Vorstellung des Ganzen machen, da man zur Betrachtung einzelne ansehnliche Höfe heranziehen kann, die lange unbewohnt geblieben sind und daher keine Veränderungen erfahren haben. Was sonst das Gepräge der gewöhnlichen Bauernhöfe ausmachte, tritt einem noch entgegen, wenn man unter kundiger Führung auf dem Lande herumstreift. Um uns aber auch die kleinen nebenächlichen Züge, die vor dreißig und vierzig Jahren noch den Rahmen des Gemäldes bildeten, und jetzt mehr oder minder verschwunden sind, zu vergegenwärtigen, wollen wir uns zu einem Besuche bei einfachen Leuten ein Menschenalter zurückversetzen.

Kommen auswärtige Gäste zu Besuch, so wird das hohe Thor sperrweit geöffnet, der Wagen vollt mit unverminderter Geschwindigkeit herein und macht auf der Diele Halt. Platz ist überall reichlich (eine Länge von 20 bis 25, eine Breite von 9 bis 11 und eine Höhe von 5½ Ellen war nichts Ungewöhnliches). Selbst an hellen Sommertagen ist es innen so düster, daß die von außen Kommenden sich nur mit Mühe zu rechtfinden. Die offene Halbtür und das einzige Fenster geben nur schwaches Licht; die berußten Decken und die weit herab geschwärzten Wände vermehren noch die Düsternis. Dazu kommt auch wohl, daß der Backofen in einen der Verschläge ausmündet, und da er mit großen Mengen von Erbsenstroh geheizt wird und all sein Rauch auf die Diele zieht, so sieht man kaum die Hand vor den Augen. Überall aber geht vom Küchenschornstein der Rauch durch ein viereckiges Loch in der einen Längswand zur Diele und breitet sich unter der Decke aus, um sich langsam durch Ritzen und Spalten zu verziehen. Droben unter den Balken sind Reihen von Stangen mit Schinken, Speckseiten und anderen Fleischwaren behängt; da hangt auch der schon erwähnte Ahrenkranz und hier, neben dem Thore, eine große Laterne mit Seiten aus Kalbfell, das über einige Stäbe gespannt ist, die zwischen zwei Holzscheiben gesteckt sind. Unter der Lehmdiele sind Donnerkeile und auch ein Pferdekopf eingegraben, der Glück bringen soll; denn es ist ein altes Sprichwort: Perdkopf in Deel gïft Glück in Hus. Anderswo staken im Boden auch Grapen mit Silbermünzen, deren einstiger Herr vielleicht in einer der Fehden des Mittelalters den Tod gefunden hat. Man hat solche entdeckt, wenn beim Abbruche der Häuser der Grund ausgeschachtet ward; an einer Stelle ist der Schatz von Schweinen heraus gewählt worden. In beiden Seitenwänden findet sich eine Reihe von Stuben- und Stallthüren mit Lufen darüber, die zu Dachkammern führen, in denen das gedroschene Getreide liegt, und in der Hinterwand führt eine breite Flügelthür zur großen Stube. An den Wänden stehen Schränke und Kisten, draußen auf der Diele Ackergerätschaften, Bütten und Kasten; ringsum liegen und hangen Arbeitskleider, Wasserstiefel, Feuereimer und allerhand Werkzeuge, die jederzeit zur Hand sein müssen, dazu noch alles Mögliche was sich irgend gelegentlich gebrauchen läßt. Überall Stroh, stattliche Rehrichthaufen; in den Ecken allenthalb Spinnewebe. Hier ist der liebste Spielplatz der Kinder, und hier treiben Hunde, Katzen, Hühner und anderes Getier ihr Wesen. Im Winter wird der hintere Teil abgesperrt, dann liegen hier die Schafe in einem Haufen Stroh;

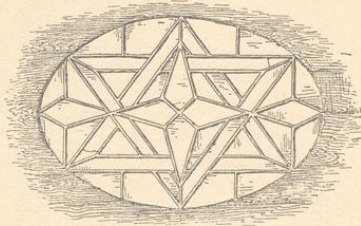


Abb. 13

Abb. 13. Hans Dall. Nach H. Meiborg. Fenster über einer Gartenthür. Vgl. Abb. 15. 16.

die Sau mit den Ferkeln hat in einem Winkel ihren Platz; Pferde und andere Tiere, die aus dem Stalle oder hinein sollen, werden hier durchgeführt.

Die Rükenthür erkennt man an den verruhten Rigen; öffnet man sie, so blickt man in einen kleinen Raum, ungefähr 4 Ellen lang und breit, 3 Ellen hoch. Der Rauchfang, der nur wenige Zoll über die Bretter der Decke emporragt, ist oben geschlossen. Er ist mit Lehm beschlagen und hat über sich ein flaches Dach aus Reijern und Lehm. Aus demselben Stoffe besteht auch das plumpe Rohr, das durch die Diele wand mündend den Rauch auf die Diele hinaus läßt. Die Feuerstätten, aus gebrannten Steinen aufgemauert, sind überwölbt und öffnen sich in einem Stichbogen, dem sogenannten Schwibbogen. Die ganze Küche ist so schwarz wie möglich. Die Decke ist mit einer dicken Lage Glanzruß überzogen, und der Kienruß hangt pfundweise daran herab; auch die Wände sind von oben bis unten geschwärzt. Brennt auf dem

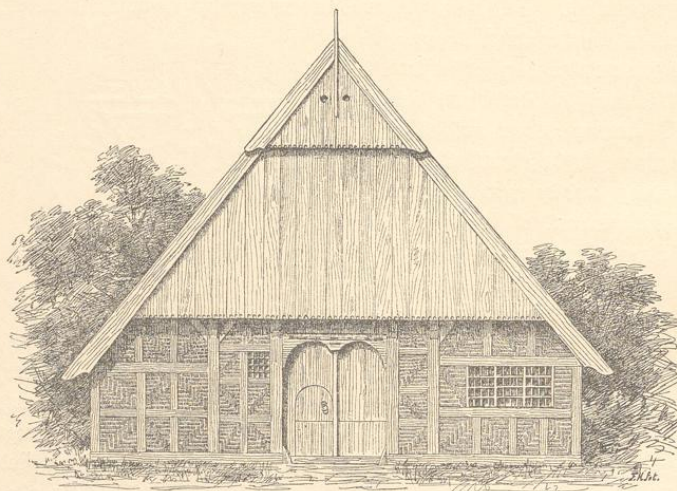


Abb. 14

Bei den Großbauern sah es anders aus. Meistens besaßen sie zwei Gewese neben einander und brauchten das eine für die Wohnung, im anderen ward die Wirtschaft betrieben. Aus dem Wohnhause war das Ackergerät, die Dreschtenne und die meisten Ställe entfernt, und der Kuhstall, der in der Regel verblieben war, hatte einen besonderen Eingang erhalten, so daß die Diele nur als Vorplatz diente. Da sie mit großen Fenstern versehen worden war, und der Rauch nun durch Schornsteine aus dem Hause abzog, so war aus ihr oft ein ganz behaglicher Raum geworden. Um 1600 hatte man an der Hinterwand, zu beiden Seiten der Flügelthür, Sims Bretter angebracht, die mit Kupfer- und Messinggerät besetzt waren; und über sämtlichen Thüren waren mit blanken Zinntellern besetzte Bretter angebracht. Unter dem einen Fenster standen Tische und Bänke, den Seitenwänden entlang große Schränke und Kisten, nicht selten mit reichem Schnitzwerk verziert. Trotzdem war die Diele nicht zum Wohnraum geworden,

Herde Feuer, so bildet der Rauch einen blaugrauen Nebel, durch den man nur noch eben die Deckenbalken und das Schurzholz des Rauchfanges zu unterscheiden vermag. Selbst von dem schmutzigen Bleisfensterchen verschwimmen die Umrisse. Doch welches malerisches Bild, wenn das Weib, das am Herde wirtschaftet, in den trockenen Kuhstall stochert (die hier als Brennstoff dienen) und die Glut ihre Hände, ihr Gesicht und ihre bunte Kleidung plötzlich sichtbar werden läßt.

Abb. 14. Hans Dall. Nach H. Meiborg. Ein gewöhnliches Bauernhaus aus dem vorigen Jahrhundert. Vgl. Abb. 7.

denn das Thor mußte bleiben, da selbst die reichsten Bauern die Ernte auf dem Boden unterbrachten und der Erntewagen ganz herein fuhr bis an die Thüre der großen Dörns. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts baute man so geräumige Scheunen, daß es nicht mehr nötig war, von der Ernte einen Teil im Wohnhause zu bergen. Jetzt vertauschte man das Thor mit einer Flügelthür, und die Diele ward nun wirklich zur Vorstube<sup>1)</sup>.

Die Einrichtung der Wohnstube (der kleinen oder Vordörns) war überall ungefähr dieselbe und blieb vom 16. bis zum 19. Jahrhundert nahezu unverändert. Sie lag in einem der Seitenschiffe und stieß an die Küche. Meistens hatte sie nur ein einziges, niedriges und breites Fenster, das auf die Gasse hinausging. Bei wohlhabenden Leuten war sie ganz getäfelt, und das Getäfel war mit Schnitzerei und Bemalung geziert. Der Raum war überall beschränkt. Selbst bei

Großbauern durfte ein Gelaß von 6 Ellen Länge, 5 Ellen Breite und dritthalb Ellen Höhe als geräumig gelten; anderswo waren die Abmessungen viel geringer. Man machte den Raum so enge, weil der Brennstoff so knapp war, daß es selbst bei reichen Leuten ungemütlich war, wenn es fror. Die meisten Bauern hatten wohl einen hohen Ofen, den Beileger, aus hübschen glasierten Kacheln; aber er diente mehr zur Zier denn zum Gebrauche, und ward selbst an kalten



Abb. 15

Tagen meist nur eben warm. Alte Leute und kleine Kinder brachten einen großen Teil des Winters im Bette zu, den Hausherrn aber, der in der Stube saß, konnte man sehen mit dem Lammpelez angethan, die Hände bewehrt mit dicken gefütterten Fausthandschuhen. Frauen und

Abb. 15. Hans Dall und M. Meiborg. Ein gewöhnliches Bauernhaus, Gartenseite.

<sup>1)</sup> Daß eine solche Flur ein Drittel des Hauses in Anspruch nahm und für einen Herrenstüb ausgereicht hätte, während der Raum in der Wohnstube äußerst beschränkt war, hat fremde Beobachter in Verwunderung gesetzt, die mit den im Laufe der Zeit eingetretenen Veränderungen nicht bekannt waren. Da sie bemerkten, daß Diele und große Stube nur gebraucht wurden, wenn das Haus voller Gäste war, meinten sie, die Wohnungen der Fehmarrer seien nur auf Kindtaufen und Beerdigungen berechnet gewesen; auf das tägliche Leben zwischen Wiege und Grab sei keine Rücksicht genommen. — Bei Beerdigungen war es übrigens Brauch, daß der Sarg in der großen Stube stand, und die Rede auf der Diele gehalten ward. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts versammelten sich am Jahrestage des Sterbefalles alle Nachbarn im Trauerhause und tranken ein Faß Leichenbier. Hundert Jahre später hielt man die Bewirtung am Tage der Bestattung. Dann ward mitten auf die Diele ein Tisch gestellt, mit großen Schüsseln voll Weinsuppe besetzt. Jeder Gast hatte seinen Löffel; je zwei und zwei aßen aus einem Teller. Da geschah es einmal bei dem Begängnis einer reichen Hofbesitzerfrau, daß das Gefolge davon so reichlich zu sich nahm, daß man des Anlasses der Zusammenkunft ganz vergaß. Da kam man überein, die Weinsuppe abzuschaffen.

Mädchen suchten sich durch emsige Arbeit am Rocken und bei der Wollkrage warm zu halten; allenfalls nahmen sie eine Feuerkiese unter die Füße, und wärmten an einem runden Stein, der in der Kiese lag, und den sie hin und wieder herausnahmen, die Hände, wenn sie gar zu steif waren. Die einfachsten Feuerkiesen waren kleine mit Eisenblech gefütterte Holztröge, die feinen waren aus Messing, oben geschlossen und an den Seiten mit Thürchen versehen (Abb. 20); sie enthielten eine flache Thonschale. Die Häusler besaßen keine Öfen, sie hatten kaum etwas in die Feuerkiese zu thun.

Die Wohnstube hatte meistens zwei Alkoven, einen, der auf die Diele hinausgebaut war und in dem Mann und Frau schliefen, und einen, der auf die Küche hinausgieng neben dem Schornstein und für die Abnahmeleute bestimmt war. Die Kinder schliefen meistens auf einer Bettbank unter dem Fenster, hinter dem Tische. Der Stücke, die weiter zur Ausstattung

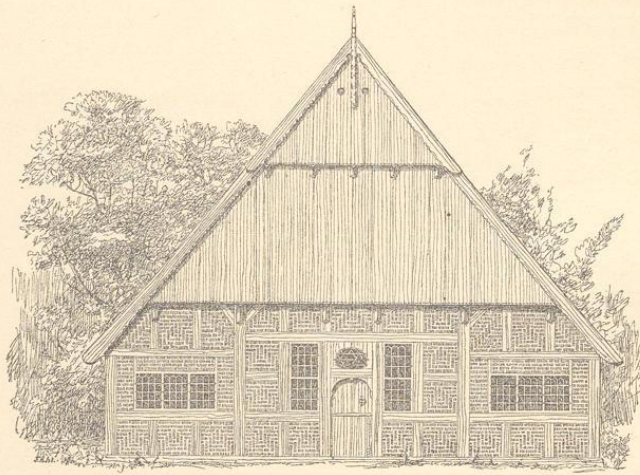


Abb. 16

gehörten, waren nur wenige: eine Bank am Tischende, ein paar Stühle in der Ofenecke und, der Eingangsthüre gegenüber, ein großer Wandschrank mit einer Klappe in der Mitte und mit kleinen Thüren oben und unten. Er hieß die Essbank, weil hier eine Krucke Bier stand, das so sauer war, daß man es auch als Essig brauchen konnte; manche nannten ihn seiner das Kontor. Die Frau hob hier das Essen auf, das von einem zum anderen Tage übrig blieb; und der Bauer hatte hier seine Briefe und sein Geld. Über der Bank am Tischende hieng noch um 1600 Spieß und Harnisch, und die Armbrust mit stählernem Bügel.

Sonst war in den Seitenschiffen nicht viel zu sehen. Da waren ein paar getäfelte Kammern mit Betten, Schränken und Kisten, ein paar ganz einfache Knechte- und Mägdekammern, eine Backstube mit Mehlkasten und Backtrog, ein Feuerungsraum, ein Bierkeller, ein Salzkeller und ein paar Kumpelkammern.

Die große Stube, Grote Dörns, hinter der Diele gelegen, hat von allen Räumlichkeiten des Hauses das alte Gepräge am besten bewahrt. In ansehnlichen Gehöften ist sie 10 bis 12 Ellen

Abb. 16. Hans Dall und N. Meiborg. Gewöhnliches Bauernhaus von der Gartenseite gesehen.

lang und breit und sechstehalb Ellen hoch. Wo die Wandbemalung recht altertümlich ist, ist das Holzwerk mit greller Farbe angestrichen, meist blau, gelb oder grün, während die Felder „gekreidet“ und mit Schnörkeln verziert sind; die Deckbalken sind wie die Hölzer der Fachwerkwand, und die Bretter der Decke wie die Wandfüllungen bemalt. Mit Rücksicht auf vorkommende Sterbefälle ist die Flügelthüre zwischen der Diele und der großen Öfrens drei Ellen und mehr breit; in beiden Seitenwänden sind gewöhnliche einflügelige Thüren, die zu den Fremden-

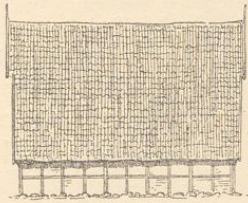


Abb. 17

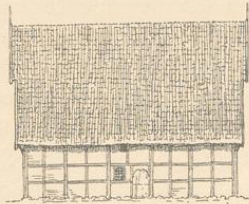


Abb. 18

Vorratskammern führen; eine rundbogige Öffnung mit Halbtüren in der Mitte der hintersten Wand führt hinaus in den Garten. Neben dieser Thür sind große Fenster, die noch bei Menschengedenken reich mit gemalten Scheiben ausgestattet waren.

Im 16. und 17. Jahrhundert waren neben der Gartenthüre nur auf der einen Seite Fenster. Auf der anderen befand sich ein mächtiger Alkoven, ein sogenanntes Hochbett, und davor eine Fußkiste, die man, um zu Bette zu steigen, erst erklimmen mußte. Die Schiebethüren zum Alkoven standen offen, daß man das stattliche, schwellende Bette sehen konnte. Ein unsträfliches Bett

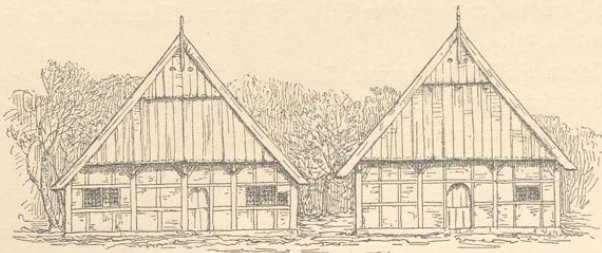


Abb. 19

enthielt damals acht bis neun Liespfund (zu 16 Pfund) Federn. Das Gewicht eines Unterbetts konnte drei und fünf Achtel Liespfund betragen, das eines Deckbetts drei und ein Achtel Liespfund, das eines Kopfpfuhls achtzehn und das jedes der vier Kopfkissen sechs Pfund. Stellenweise waren alle Pfuhle mit buntem Flämischem Zeug überzogen; häufig waren sie mit rotem, gelbem oder grünem Atlas oder Sündal befest, und die Kissenüberzüge mit Zwischenfäden und Spitzen ausgestattet. Die Laken aus schlesischem Linnen hatten bisweilen vier Breiten; für die breiten Säume gieng ziemlich viel Stoff drauf. In der Ecke, dem Alkoven gegenüber, stand oft ein Himmelbett, das

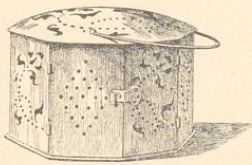
Abb. 17 und 18. Hans Dall. Nach H. Meiborg. Nördliche und südliche Seitenansicht eines Hauses von mittlerer Größe.

Abb. 19. Hans Dall. Nach H. Meiborg. Bauernhäuser.

Abb. 20. Alfred Larjen. Nach H. Meiborg. Eine Feuerkiste. Ein Messingbehälter mit Kohlentopf im Innern. Eine solche Firtkiste gehörte mit zur Aussteuer einer wohlhabenden Bauernochter.

Vorhänge aus Flämischem Zeug hatte und wie das Hochbett ausgestattet war. An der Fensterwand waren feste Bänke mit einer Britsche (Thron); sie waren also so hoch, daß die Ehrengäste, welche hier saßen, die Übrigen übersehen konnten. Vor ihnen stand ein langer und breiter Tisch mit bunter Decke, darüber hing ein Kronleuchter.

An den übrigen Wänden stand eine große Credenz, ein paar Schränke für Eßgeschirr, ein Kontor und einige Kisten, dazu hohe und niedrige Stühle. Die Stühle waren nicht selten gedrechselt, und die übrigen Möbel mit Beschlägen und Schnitzwerk verziert. Auf Stühlen und Bänken lagen Kissen und Polster in ansprechenden Mustern. In der Credenz war das Silberzeug, die Kannen und Becher aufgestellt, oft in großer Anzahl und sehr schön; darüber eine oder mehrere große Waschschüsseln aus Messing. Auf den untersten Borden der Schüsselbank sah man blanke metallene Grapen, Kessel aus Kupfer und Messing; auf den obersten zierlich bemalte Holznapfe und allerhand Zinngerät: Salzfüßer und Butterteller, Schalen, Kannen, Krüge, Maße u. s. w. An der dunkeln Fensterwand hiengen blanke Tischkränze (Ringe, auf die zur Schonung des Tisches die heißen Schüsseln gestellt werden); unter der Decke entlang standen gereiht die zinnernen Teller, und über den Thüren Schüsseln aus Zinn und Steinzeug. Weiter waren in den Häusern reicher Bauern die Wände mit großen Familienbildern und Armleuchtern geschmückt.



2166. 20

Nur dann und wann schafften sich die Großbauern ein neues Stück Hausrat an; aber dann richteten sie ihr Augenmerk auf etwas, was ihnen Ehre machen sollte. So erhielt die Insel schöne Musterstücke, in denen sich der jeweilige Zeitgeschmack ausdrückt: Schränke mit gewaltigen Gesimsen, Tresore<sup>1)</sup> mit reicher eingelegter Arbeit, Tische mit Marmorplatten, Spiegel mit breiten geschnitzten Rahmen u. dgl.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stattete man die großen Stuben im Rokoko-Stil aus; doch fuhr man fort, die Wände mit Zinngerät reich zu versehen, und nicht selten hing neben dem neuartigen Schäferstücke ein Bildnis aus alter Zeit.

Der größte Teil der noch erhaltenen Bildnisse findet sich bei einigen reichen Familien und an den Wänden der Kirchen. Die meisten sind gut ausgeführte Kniestücke oder Brustbilder in Lebensgröße. Die Köpfe sind durchweg ansprechend, namentlich ist der Mund fein gebildet. Man erkennt überall, daß diese Männer und Frauen selbstbewußte Leute gewesen sind, die sich auf ihren Besitz etwas zu Gute thaten; doch hat die Beleihtheit und die damit zusammenhängende Gemütsruhe die Strenge des Ausdrucks nicht selten gemildert. Die Trachten entsprechen der Kleidung vornehmer Bürger und Edelleute. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts trugen die Männer Halskrausen, kurze Mäntel, enganliegende Kittel und Pluderhosen; im Laufe des folgenden nahmen sie die Spitzenhemden und die Handstulpen mit breiten Spitzen an, dazu Röcke mit Schnürbesäßen und Atlas in den Ermelschlitz; vor reichlich hundert Jahren giengen sie in Dreimaster und der Puderperücke, in galonierten Kleidern mit dem Paradebogen an der Seite. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts trugen die Frauen altväterische Wäsche, aber in der Mitte des 17. erschienen sie schon zum Teil ebenso modisch gekleidet wie die Hofherrinnen. — Die Hausverzeichnisse beweisen, daß die Geringeren dem Beispiele der Reichen

<sup>1)</sup> Nach den ältesten Verzeichnissen über die Sammlungen des Rosenburger Schlosses sind Tresore Schränke auf Tischfüßen, wie deren da mehr in verschiedenen Zimmern des Erdgeschosses aufgestellt sind.

zu folgen strebten; 1650 trug sogar die Frau des Schmieds zu Petersdorf eine Tuchjacke mit perlenbesticktem Sammtbesatz und goldenen Litzen.

Nach den Namen zu urteilen waren nahezu alle Großbauern deutscher Herkunft. Die meisten scheinen in der Mitte und an der Südküste gewohnt zu haben. Dänen soll es vorzugsweise an der Westküste gegeben haben, und noch heute ist die Bezeichnung Westerdäne ein gewöhnliches Schimpfwort, und die Zeit ist noch nicht lang vorüber, wo man hinter den Leuten aus jenem Teile der Landschaft, wenn sie sich in der Stadt sehen ließen, her rief: „Westerdän, mit de schweren Tähn.“ Noch weit übler waren die Wenden daran, die in den nordöstlichen Winkel Fehmans gedrängt waren; sie waren hier, wie übrigens auch in anderen Gegenden des benachbarten Norddeutschlands, ganz gering geachtet. Das Bürger Schusteramt bestimmte 1670, kein Knabe von wendischer oder anderer unehrlicher Herkunft dürfe das Handwerk lernen.

Abb. 21—23. Hans Dall. Nach R. Meiborg. Hausmarke und Wappen des Tidemannischen Geschlechtes. Aus der Zeit um 1600. Das Geschlecht Tidemann ist eins der ältesten und bekanntesten auf Fehman; der Name steht bereits unter dem ältesten Landrecht der Insel, das von Christoph II um 1320 verliehen war. Als die Fehmarer 1644 ihr Land gegen die Schweden zu verteidigen suchten, soll ein Mädchen, Marentia Tidemann, als Bannerträgerin der Landwehr vorangezogen sein. Hans Tidemann, dessen Name sich auf Abb. 22 findet, war ein Großbauer; Simon wahrscheinlich Kaufmann. — Schon im Mittelalter nahmen die Großbauern Wappenschilde an; in späteren Jahrhunderten haben sie diese verbessert, ohne sich um die Heraldikregeln zu kümmern. Um 1650 führten sie geschlossene Helme und Helmdecken; nachher nahmen sie das Visier an; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam die Grajenkrone auf, und zu Anfang des jetzigen waren einige bei der Königskrone angelangt.

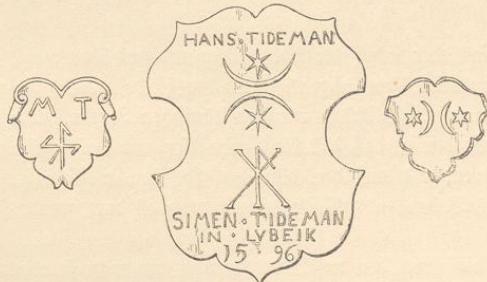


Abb. 21

Abb. 22

Abb. 23